

xxxxx

## Erinnerungen von dem Aufenthalt in Berlin bei der Zwangsarbeit in den Jahren 1942-1945

Zur Zwangsarbeit wurde ich am 17. November 1942 von der Straßenbahn zwischen Ozorków und Łódź abgeholt. Die Straßenbahn wurde einfach zwischen zwei Haltestellen angehalten, man ließ alle Männer aussteigen, und die Frauen wurden unter Bewachung von der Gestapo nach Łódź in die Wólczańska-Straße gebracht, wo sich bereits eine ziemlich große Frauengruppe befand. Von der Wólczańska-Straße führte man uns in die Łakowa-Straße, zum Bad. Dieses Bad war ziemlich unangenehm, denn es gab dort männliches Personal und wir mußten uns nackt ausziehen. Unsere Kleider wurden zum Dämpfen mitgenommen. Sehr erniedrigend war es, als man jede behaarte Körperstelle nach Insekten absuchte. Das Wasser aus der Dusche war warm, aber es gab keine Seife und keine Handtücher. So saßen wir nackt etwa 2 Stunden.

Von der Łakowa-Straße führte man uns in die Kopernik-Straße, wo wir in der alten Fabrikhalle fünf Tage auf den Transport warteten. Wir saßen dort auf dem nackten Fußboden. Morgens gab man uns einen kleinen Brotlaib für zwei Personen. Da es keine Messer gab, rissen wir das Brot mit den Fingern auseinander. Zu Mittag brachte man uns Graupensuppe, aber Geschirr gab es nicht. Eine Bäuerin, die dort mit ihrer ganzen Familie war, ließ uns ein Schüsselchen benutzen, von dem schließlich ein Dutzend von uns aßen. Wir aßen direkt aus der Schüssel, da es auch keine Löffel gab.

Nach fünf Tagen führte man uns zum Bahnhof Łódź-Kaliska, wo wir den Zug bestiegen. Łódź verabschiedeten wir mit "Kto się w opiekę..." (polnisches Kirchenlied - Anm. d. Ü.), der polnischen Nationalhymne und mit "Rota" (polnisches patriotisches Lied - Anm. d. Ü.) Man brachte uns nach Wilhelmshagen, wo wir drei Tage verbrachten. Von dort brachte man uns mit der S-Bahn nach Berlin-Reinickendorf, in die Waldseestraße 21. Untergebracht wurden wir in alten Fabrikhallen. Der Fußboden war aus Zement. Die Betten (eigentlich Pritschen) waren dreistöckig. Die Matratzen mit Sägespänen ausgepolstert. Zum Zudecken eine graue Decke. Die Heizung war sehr bescheiden: ein eiserner Ofen, geheizt mit Koks. In einem Saal strömte ein solcher Ofen Kohlenoxyd aus. 20 vergiftete, bewußtlose Mädchen wurden von einem Rettungswagen abtransportiert. Alle wurden gerettet.

Wir arbeiteten in der Firma Dr. Klaus Gottwart - Technische Fabrik, Berlin SO 16, in der Köpenicker Straße 50. Wir arbeiteten 12 Stunden täglich. Samstags - 8 Stunden, aber fast an jedem Samstag mußten wir die Matratzen "entwanzen". Dies geschah unter Bewachung von unserer Aufseherin, die oft die Wendung "du Polenschwein" gebrauchte. Das war sehr unangenehm.

Die hygienischen Bedingungen waren schrecklich. Nach dem Ankommen bekam jede von uns ein Stückchen Kernseife und ein graues Tuch. Es gab ein Waschbecken mit Warmwasser. Aber jede von uns wurde entweder in einer Straßenrazzia festgenommen oder direkt vom Arbeitsplatz abgeholt, so daß wir keine Kleider zum Wechseln hatten. Wuschen wir die Unterwäsche, so hatten wir nur das Kleid an, oder mit der Decke umwickelt, warteten wir bis die Unterwäsche trocknet. Unter solchen Umständen war es schwer, die nötige Sauberkeit zu bewahren. Und wir spürten die erniedrigende Bedeutung der Wendung: "du Polenschwein", deren sich die Aufseherin sehr oft bediente. Da es den Polen vor Weihnachten

Übersetzer Brief der ehemaligen Zwangsarbeiterin Maria Andrzejewska geb. Kawecka vom 01.12.1997 an den Berliner Geschichtswerkstatt e.V.

Inventarnummer: dzsw1488

© Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit/Sammlung Berliner Geschichtswerkstatt

nicht erlaubt war, Pakete abzuschicken, trugen wir diese einzige Unterwäsche beinahe zwei Monate lang.

Die Ernährung war furchtbar. Zweimal in der Woche bekamen wir je 1 kg Schwarzbrot, dazu 50 g Margarine und entweder einen Löffel Marmelade aus roten Rüben oder eine Scheibe Käse. Das mußte zum Frühstück und Abendbrot reichen. Zum Mittagessen gab es Suppen aus Ersatzprodukten, unterschiedliche: Graupen-, Erbsen-, Kohlsuppe, alles wäßrig. Am schlimmsten war die aus Rettich und Wirsing, zu der die Beilage Würmer waren. Zweimal in der Woche bekamen wir Fleisch zum Mittagessen. Hartes Rindfleisch, einen Löffel Soße und Pellkartoffeln. Das Geschirr war aus Blech.

Ich erinnere mich an den ersten Heiligabend. Zum Abendbrot bekamen wir eine dünne Kohlsuppe und jede einen Keks. Mit dem Brief von meinen Eltern bekam ich eine Oblate. Diese Oblate teilten wohl 60 Mädchen miteinander, schweigend und mit Tränen in den Augen.

Zur Arbeit fuhren wir eine Stunde. Uns war es nur erlaubt, mit der Straßenbahn zu fahren. Aber wir versteckten unsere "P"-Abzeichen und benutzten auch die U-Bahn, was die Fahrt um etwa 25 Minuten verkürzte. Die Arbeit begannen wir um 6 Uhr, also weckte uns der Wachmann bereits um 4 Uhr 30.

In der Fabrik wurden Teile für Flugzeuge und U-Boote hergestellt. Ich arbeitete bei der technischen Prüfung. Die Löhne waren sehr niedrig. Ich weiß nicht mehr, aber ich bekam wohl 10 Mark monatlich, was sehr wenig war. Die Mädchen, die mit Maschinen arbeiteten, verdienten mehr, sie wurden nach der Menge bezahlt.

Von unserem Ankommen in Berlin im November 1942 an hielten wir uns während der Luftangriffe im Saal auf. Es gab drei Säle, und in jedem waren jeweils ca. 60 Mädchen. Im Frühling (wohl im April) hob man für uns einen Graben innerhalb einer Grünanlage ... aus. Dieser Graben war etwa 8 m lang, 1,5 m breit und 1 m tief. Er wurde mit Ästen und Erde zugedeckt. Die Wachmänner nannten ihn: "Luftschutzraum". Während des Luftangriffs war es kaum möglich, dort kauend auszuhalten, so standen wir auf dem Rasen und schauten uns diese wunderschöne "Weihnachtsbäume" an, die von den Flugzeugen abgeworfen wurden. Nach diesen "Weihnachtsbäumen" orientierten wir uns und wußten, welcher Stadtbezirk bombardiert wurde.

Die medizinische Versorgung: Falls eine von uns krank wurde, mußte sie das der Aufseherin melden, und dann bekam sie die Erlaubnis, den Arzt aufzusuchen. Ins Ärztezimmer ließ man alle Polinnen zusammen. Dabei kamen hierher auch Frauen von anderen Betrieben und der Arzt untersuchte sie ausnahmsweise. Gewöhnlich fragte er, was einer fehlt. Falls sie Fieber hatte, wurde sie krank geschrieben. Der Arzt gab uns keine Rezepte, nur fertige Medikamente. War die Krankheit ernsthafter, so wurde die Betroffene ins Krankenhaus eingewiesen. Ins Krankenhaus fuhr man mit dem Wachmann, mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Das Krankenhaus für die Polinnen befand sich am Rande Berlins. Genau weiß ich es nicht mehr: entweder in Annsee oder Alkensee, ich weiß nur, es begann mit dem Buchstaben "A". Das war eine Holzbaracke. Die Krankenschwestern dort waren Russinnen.

Die Freizeit verbrachten wir meistens mit Besichtigen Berlins: wir sahen uns den ZOO, den Botanischen Garten, der sehr schön war, dann die anderen Parks und Bezirke an. Der Eintritt ins Kino und in andere Vergnügungstätten war für die Polen verboten.

Das religiöse Leben war sehr beschränkt. Es gab eine Kirche in Reinickendorf, in der einmal im Monat die heilige Messe mit polnischen Gebeten gehalten wurde.

Übersetzter Brief der ehemaligen Zwangsarbeiterin Maria Andrzejewska geb. Kawecka vom 01.12.1997 an den Berliner Geschichtswerkstatt e.V.

Inventarnummer: dzsw1488

© Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit/Sammlung Berliner Geschichtswerkstatt

Mit den Familien in der Heimat hielt man brieflich Kontakt. Im Dezember 1944 wurde der Kontakt zu den Familien unterbrochen.

Kontakte zu deutschen Familien gab es nicht, da es streng bestraft wurde. Die Deutschen verhielten sich uns gegenüber unterschiedlich. Manche hatten sogar Mitleid mit uns, andere waren relativ höflich, andere wieder geradezu brutal.

1944 wurde die Fabrik teilweise ausgebombt. Die Maschinen und uns brachte man nach Klausdorf, wo der Fabrikbesitzer eine Ziegelei hatte. Die Bedingungen dort waren schrecklich. Wir wohnten in einer Holzbaracke. In jeder Stube gab es einen kleinen eisernen Ofen, aber wir bekamen kein Heizmaterial. In der Nähe gab es ein Wäldchen, in dem wir Holz sammelten. Die Toilette war in einer Holzscheune, ein Dutzend Meter von der Baracke entfernt. Der Winter war hart, sogar die Maschinen in der Fabrik froren ein. Es gab kein Warmwasser, keinen Luftschutzraum. Während der Luftangriffe blieben wir in der Baracke, und als der Frühling kam, gingen wir unter die Bahnbrücke.

In den letzten Wochen gab es in der Fabrik kaum Arbeit. Die Deutschen fuhren weg, und wir gingen Gräben ausheben.

Die Deutschen hatten einen Luftschutzraum, den wir nicht benutzen durften. Ich weiß noch, als am 28. April die Front neben uns war und der Beschuß von beiden Seiten andauerte, versteckte ich mich mit noch zwei Kolleginnen aus Angst in diesem Luftschutzraum, aber nach ein paar Minuten wurden wir entdeckt und man warf uns hinaus. Unter diesem Beschuß mußten wir irgendeine Zuflucht finden. Wir fanden ein Loch, in die Erde gegraben, in dem wir die ganze Nacht verbrachten. Und morgens waren die russischen Truppen schon da.

Die Rückkehr in die Heimat war nicht einfach. Die Züge fuhren nicht, man mußte sich anders zu helfen wissen. Meine Kolleginnen und ich luden den Proviant (entwendet aus dem Lebensmittellager, zurückgelassen von den Deutschen und bewacht von den Russen, die den Polen erlaubten, alles mitzunehmen) auf einen kleinen Handwagen. Auf diese Weise waren wir gut versorgt und vor dem Hunger geschützt. Zu Fuß wanderten wir fünf Tage lang, wobei wir uns mit diesem Proviant ernährten. Wir übernachteten im Gebüsch, da wir uns fürchteten, die Deutschen um eine Unterkunft zu bitten, und ebenso hatten wir Angst vor den zuchtlosen russischen Soldaten. In solcher ständigen Angst gelangten wir nach fünf Tagen nach Frankfurt. Nach Zbąszyń (Bentschen - Anm. d. Ü.) fuhren wir auf einem Plattformwagen. In Zbąszyń gab uns ein Pole warmen Kaffee. Das war das erste Getränk nach 6 Tagen. Von Zbąszyń nach Poznań fuhren wir auf einer Lore. Von Poznań nach Łódź mit einem normalen, überfüllten Zug.

xxxxx

Meine Eltern wurden während der Okkupation ausgesiedelt. Nach dem Krieg kehrten sie zu ihrer Landwirtschaft, ruiniert von einem Deutschen, zurück, und sie fingen von neuem an. Beide leben nicht mehr.

Maria Andrzejewska, geb, Kawecka

Tochter von Jan und Bronislawa

geb. am 8.9.1918 in Lewiny, Kreis Łęczyca,

Ausbildung: Grundschule

gelernter Beruf: Schreibkraft, Druckretuscheur

Verschleppung am 17. November 1942

Alter zur Zeit der Verschleppung: 24 Jahre.